

**KNAPPHEIT VON SINN. ÜBER DEN ENERGIEVERBRAUCH
KULTURELLER ZEICHENSYSTEME**
ALBRECHT KOSCHORKE

1.

In diesem Beitrag soll von »poetischen Energien« die Rede sein, aber nicht in einem erwartbaren Sinn. Es wird nicht um die Ausdruckskraft des dichterischen Wortes, um das Glücksgefühl, das große Dichtungen auslösen können, nicht einmal um das einende, kollektive Identität stiftende und deshalb auch ideologisch nutzbare Potential von Dichtung gehen. Mit dem intrikaten Verhältnis zwischen Poesie und Politik habe ich mich in anderen Publikationen befasst¹ – zuletzt als Mitherausgeber des Bandes *Despoten dichten. Sprachkunst und Gewalt*,² der sich der seltsamen Schwäche widmet, die gerade Gewaltherrscher gegenüber der Wortkunst zeigen: von der Lyrik (Stalin, Mao, Karadžić) über den Roman (Goebbels, Ghaddafi, Saddam Hussein) und das Drama (Mussolini) bis hin zum Opernlibretto (Kim Il-sung). Gewaltherrschaft ist eine prekäre und instabile Machtform, in der paradoxerweise die Macht des Wortes die größte Rolle spielt, und deshalb kann man von Gewaltherrschern mit noch größerem Recht sagen, was Gneisenau auf eine Aktennotiz des preußischen Königs erwiderte: dass auf Poesie die Sicherheit der Throne gegründet sei. Ergänzen wir in diesem Fall: auf den Verbund von Poesie und Geheimpolizei.

Statt solche Themen zu vertiefen, seien an dieser Stelle einige heuristische Überlegungen anderer Art angestellt. Sie bringen das Thema der Energie mit einem Begriff von »Poesie« in Verbindung, der in einer weiteren und dem etymologischen Wortsinn näheren Bedeutung verstanden wird: als *Poiesis*, als das Machen, genauer das Sich-Machen einer Gesellschaft im Spiegel ihrer sprachlichen Möglichkeiten. Es ist also nach einem bestimmten Aspekt von gesellschaftlicher *Poiesis* zu fragen. Denn auch in den Selbstrepräsentationen, über die eine Gesellschaft sich veranschaulichend und vergegenwärtigend auf sich selber bezieht, sind poetische Mechanismen am Werk, insofern sie sich auf den Gebrauch von Metaphern und anderen rhetorischen Techniken stützen und sich im Medium

von Narrativen oder Dramatisierungen bewegen. Diese poetischen Mechanismen haben maßgeblichen Anteil daran, wie sich der Energiehaushalt des gesellschaftlichen Imaginären reguliert.

Gewöhnlich denkt man in diesem Zusammenhang an die *Mobilisierung* von Energien – das Aufstacheln von Leidenschaften, die Bündelung der Aufmerksamkeit auf ein großes Ziel hin, die Hebung des Blicks von den Niederungen des Alltags in eine Welt mythischer oder sakraler Bezüge. Ich will mich dem Thema der poetischen Energie diesmal aber nicht von der Seite der Verausgabung her nähern, sondern aus einer eher defensiven Perspektive: nämlich im Hinblick auf den *Energieverbrauch kultureller Zeichensysteme* und das Problem der *Knappheit*, das sich damit unmittelbar assoziiert. Meine Leitfrage heißt also: Was passiert, wenn wir das Problem der Energieknappheit nicht nur auf materielle, sondern auch auf informationelle und symbolische Prozesse beziehen? Wie können wir der Einsicht einen systematischen Stellenwert zuerkennen, dass Basisprozesse der Informationsbeschaffung, Verständigung, der Erzeugung und Stabilisierung von sozialem Sinn zeitraubend und energieintensiv sind? Wie sind dementsprechend die Vorkehrungen zu analysieren, die Individuen treffen, um den Energieaufwand ihrer symbolischen und kommunikativen Weltbewältigung zu begrenzen?³

2.

Um die Tragweite dieser Fragestellung zu ermessen, ist es zweckmäßig, den Blick auf eine Nachbardisziplin zu richten: die Ökonomie. Bekanntlich legt die im 20. Jahrhundert dominante neoklassische Wirtschaftslehre ihren Berechnungen die Fiktion des *homo oeconomicus* zugrunde, der als rationaler Entscheider und Nutzenmaximierer verstanden wird. Wichtiger noch ist für unseren Zusammenhang, dass dieser *homo oeconomicus* grundsätzlich jederzeit über vollständige Informationen verfügt und dass die Beschaffung der nötigen Information für ihn keine Mühe und keine Kosten verursacht. Gemäß der Efficient Market Hypothesis (EFM) ist er allein schon deshalb nicht auf das mühsame Zusammentragen von Informationen angewiesen, weil der Markt alle relevanten Informationen bereits in den Preisen realisiert hat. Der vollständig informierte rationale Akteur arbeitet also idealiter in einem Umfeld, in dem alle relevanten Marktdaten sich für jedermann offensichtlich in den Preisen widerspiegeln; Abweichungen werden, da gewinnträchtig, von Spielern am Markt umgehend ausgeglichen.

Auch wenn dieses Modell durch die Konzepte der *bounded rationality*, der unvollkommenen Märkte und der durch Informationsasymmetrien gekennzeichneten Beziehung zwischen *principal* und *agent* erheblich modifiziert wurde, sind seine Standardannahmen doch so mächtig geblieben, dass der Ökonom Joseph E. Stiglitz noch 2001 bei seiner Nobelpreisrede die von ihm verfochtene »infor-

mation economics« als einen »fundamental change in the prevailing paradigm within economics« bezeichnet.⁴ Dabei hatte schon vor ihm ein anderer Nobelpreisträger, Douglass C. North, die neoklassischen Wirtschaftstheorien einer fundamentalen Kritik unterzogen und damit »maßgeblich zur Neubegründung der Institutionenökonomie beigetragen«.⁵ In seinem Buch *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*⁶ setzt sich North von den herkömmlichen Theorien dadurch ab, dass er historische und kulturelle Faktoren in die Analyse wirtschaftlicher Tauschprozesse einbezieht. Den neoklassischen Modellen wirft er vor, die *Transaktionskosten* und damit die Rahmenbedingungen des Marktgeschehens als Kostenfaktor zu vernachlässigen. Dazu zählen vorrangig die Kosten von Informationsbeschaffung beziehungsweise die Kosten, die durch unvollständige, asymmetrische Information und durch die in solchen Fällen notwendigen *supplementären* Strategien zur Erzeugung von Erwartungssicherheit entstehen. Wie in den zeitgenössischen Medientheorien kommen hier also die *Übermittlungswege von Information* in den Blick, geleitet von der Einsicht, dass Information nicht instantan, ubiquitär und unaufwändig (also kostenlos, ohne Zeit- und Energieverbrauch) verfügbar ist und dass sie sich nicht gleichmäßig zwischen den Akteuren verteilt.

North verknüpft drei Ansätze miteinander. Erstens akzentuiert er in dem wirtschaftstheoretischen Begriffspaar von Transformation (Herstellung und Umwandlung von Gütern) und Transaktion die Seite der Transaktion mitsamt den dazugehörigen Kosten. Ein wesentlicher Teil dieser Kosten ist durch die Notwendigkeit verursacht, sich mit Information über die Marktverhältnisse zu versorgen. Weil jedoch kein Spieler am Markt vollständige Kenntnis von seinen Mitspielern und den Entwicklungen am Markt haben kann, fehlt die Berechnungsgrundlage für ein streng rationales Kalkül. Trotzdem sind die Wahlmöglichkeiten deshalb nicht beliebig, weil sie durch eine Reihe von intermediären Instanzen – Normen, Ideologien, kulturelle Vorprägungen, Praxen, Gewohnheiten – eingeschränkt werden. Der Gebrauch solcher Voreinstellungen ist also nicht *Ursache* unvollständiger beziehungsweise verfälschter Information, sondern ein *unentbehrliches Mittel*, um unter Bedingungen des partiellen Nichtwissens gleichwohl handlungs- und entscheidungsfähig zu bleiben. Insbesondere informelle Regelungen tragen dazu dabei, Koordinationsprobleme auf kostengünstige Weise zu lösen; sie verdanken sich der Tatsache, »daß bei gegebenen Tauschkosten [...] beide Partner Interesse daran haben, die Kostspieligkeit der Messung zu minimieren, und daß Tauschvorgänge sich »automatisch« vollziehen«.⁷

Dies bewegt North zweitens dazu, den Faktor »Kultur« in die Analyse von Marktverhältnissen einzubeziehen. North versteht Kultur als einen »Informationsfilter« – ein »Bezugssystem zur Verschlüsselung und Deutung der Information, welche die Sinne dem Gehirn liefern«,⁸ das die Entscheidungen der Akteure

anleitet. Wieder sind es die «inoffiziellen» Prozesse, denen er die größte Lenkwirkung und Stabilisierungsleistung zuschreibt, und zwar »in dem Sinne, daß die nicht-formgebundene Lösung von Tauschproblemen aus der Vergangenheit in die Gegenwart fort dauert und jene formlosen Beschränkungen zu wichtigen Faktoren einer Dauer im langfristigen gesellschaftlichen Wandel werden läßt«.⁹

Damit verbindet sich nahtlos ein dritter Aspekt, nämlich die Rolle von Institutionen (im weitesten Sinn dieses Wortes¹⁰). Ähnlich wie die deutschen Sozialanthropologen des 20. Jahrhunderts sieht North die Leistung von Institutionen darin, menschliches Verhalten von der Notwendigkeit zu entlasten, die Rahmenbedingungen von Handlungen immer wieder *ad hoc* herstellen zu müssen. Auch dieser Gedanke hat bei ihm jedoch eine zusätzliche, informationstheoretische Pointe: Institutionen gleichen das Defizit aus, dass die Akteure am Markt in aller Regel nur unvollkommen informiert sind und deshalb auf ein Regelwerk zurückgreifen müssen, das ihre Risiken vermindert:

In einer Welt vollständiger Information bedarf es keiner Institutionen. Bei unvollständiger Information hingegen werden kooperative Lösungen versagen, wenn nicht Institutionen geschaffen werden, die den beteiligten Personen genügend Informationen liefern, um vertragswidriges Handeln ahnden zu können.¹¹

Märkte bestehen nicht aus atomistischen Individuen, die sich allein an ihrem Nutzenkalkül ausrichten; immer schon sind Entscheidungspräferenzen institutionell vorgebahnt, nicht zuletzt durch die Ideen- und Normensysteme, die im Schutz von Institutionen gedeihen und den Akteuren feste Deutungsmuster – mitsamt der zugehörigen Sanktionierungsmacht gegenüber Abweichungen – an die Hand geben.¹² Wegen der Eigengesetzlichkeit und des Beharrungsvermögens von Institutionen kann dies durchaus negative Folgen haben, wenn etwa eine fatale Weichenstellung pfadabhängig kollektive Fehlentwicklungen nach sich zieht. Die positive Leistung von Institutionen jedoch besteht darin, dass sie Erwartungssicherheit zu reduzierten Informationsbeschaffungskosten herstellen.

3.

Auch andere Wissenschaften ziehen die Standardannahme einer rationalen Wahl auf der Basis vollständiger Information in Zweifel. Von Seiten der Neuropsychologie¹³ wird geltend gemacht, dass a) kein Akteur jemals über vollständige Informationen zur Entscheidungsfindung verfügt; b) die Entscheidung selbst Teil der vorzuberechnenden Kausalkette wäre; c) Menschen entscheidungsvereinfachende Vorkehrungen treffen, etwa das sogenannte »satisficing«, das sich mit einer »halbwegs befriedigenden Lösung« begnügt;¹⁴ d) Entscheider oft nicht einmal

genau wissen, was sie wollen, und dies erst im Lauf des Entscheidungsfindungsprozesses definieren; und e) Emotionen als Vereinfacher dienen, unter anderem dadurch, dass sie die Wahrnehmung von Risiken einschränken beziehungsweise erhöhen, in jedem Fall aber eindeutiger scheinen lassen. Experimentelle Untersuchungen zeigen, dass Menschen sich mit »Entscheidungs-Heuristiken« ausstatten,¹⁵ die die Anzahl der berücksichtigten Merkmale der Alternativen beschränkt (im Grenzfall auf ein einziges), und dass ein solches heuristisches Verhalten mit vertretbarem Aufwand befriedigende Resultate zeitigt, also im Großen und Ganzen ökonomischer als ein komplexeres Entscheidungsverfahren sein dürfte.

Der Gedanke von Douglass North, dass institutionell, historisch und kulturell bedingte *shared mental models* das kognitive und kommunikative Verhalten von Individuen steuern, findet also seine Entsprechung in den Automatismen und Wahrnehmungsroutinen, in den verkürzten Verfahren der *pattern recognition* oder des *template matching* der Neurowissenschaften und Verhaltenspsychologie.¹⁶ In allen Fällen geht es um Abkürzungsverfahren, man könnte auch sagen: um »Sparprogramme« im Hinblick auf die Verausgabung von Zeit und Energie. Wenn man sich vom Idealbild des rationalen Akteurs, der stets den Überblick über seine Lage bewahrt, verabschiedet und stattdessen zu einer »Anthropologie der Unvollkommenheit« übergeht, dann sind solche heuristischen Umgangswesen mit unvollständigem Wissen unentbehrlich. Dann erscheinen Menschen – auch Ökonomen, und sogar Finanzmarktakteure – als »situierter, d. h. strukturell begrenzte, standortabhängige und endliche Wesen«, die pausenlos »einfache Lösungen für komplexe Probleme entwickeln und auch unvorhergesehene schwierige Situationen meistern« müssen.¹⁷ Wo der Schutz der Instinkte fehlt, müssen Automatismen kulturell generiert werden. Mustererkennung, Verhaltensschemata, Faustregeln dienen auf elementaren Operationsstufen demselben Zweck wie die voraussetzungsreichen sozialen Einrichtungen, die geschaffen wurden, um die menschliche Unbehautheit in der Welt durch Außenstabilisierung auszugleichen.

Hier zeigt sich nun eine überraschende Funktionsäquivalenz zwischen zwei Weisen der Formung sozialen Lebens, die in weit auseinanderliegenden Bereichen beheimatet zu sein scheinen und von unterschiedlichen Wissenschaften »betreut« werden: zwischen *Institutionen* und *Narrativen*. Auch von den Erzählweisen, in denen eine Kultur sich darstellt, kann ja gesagt werden, dass sie dazu dienen, soziale Erwartungen und Erwartungserwartungen zu stabilisieren; dass sie, in fiktionaler Form, Verhaltensformulare entwickeln und dementsprechend die Wahl- und Handlungsmöglichkeiten einschränken – gemäß den Regeln der Gattung und der jeweiligen narrativen Struktur. Und auch Erzählungen erbringen solche Stabilisierungsleistungen im *Modus unvollständigen Wissens* – entweder weil vollständiges Wissen grundsätzlich nicht zu erhalten ist oder weil es

zu aufwändig wäre, es zusammenzutragen. Denn erzählt wird ja nicht nur da, wo jemand ein Wissen mitteilt, sondern auch um Mangel an Wissen zu bewältigen oder zu ignorieren.

Erzählen ist eine universelle kulturelle Praktik der Summierung, Schematisierung, Reduktion und des Spiels mit komplexen Zusammenhängen unter Bedingungen unvollständigen Wissens. Narrative Schemata filtern unübersichtliche Datenmengen aus, stellen Selektionszwänge her und sichern sowohl kognitive Wiedererkennbarkeit als auch kommunikative Redundanz. Wie Institutionen bringen Erzählungen abgeschirmte Eigenzeiten und -räume, allerdings um den Preis der Deformation des durch sie geschaffenen Weltzugangs. Als ›Erklärungs-Heuristiken‹, die mit begrenztem Aufwand an Informationsverarbeitung Plausibilitäten herstellen, über die sich leicht Konsens erzielen lässt, leiten sie das Verhalten von sozialen Akteuren, ja von ganzen Gesellschaften an. So zählen sie zu den von North genannten Vermittlungsinstanzen, die Entscheidungsprozesse vorbestimmen und kanalisieren. Und wie im Fall von Institutionen schafft die Entscheidung für ein Narrativ – etwa die Wir-Erzählung einer Ethnie oder Nation – Pfadabhängigkeiten, aus denen zu einem späteren Zeitpunkt, vor allem im Fall eines Konflikts, nur noch schwer herauszukommen ist. Ob wahr oder falsch, Narrative gewähren subjektive Erwartungssicherheit, die sich durch selektive Folgewahrnehmungen beziehungsweise die Interpretation solcher Wahrnehmungen in der Regel bestätigt, also den Mechanismus ihrer Selbststabilisierung gleich mitliefert. Der Wert dieser Stabilisierung scheint so hoch, dass sich Narrative – ein Paradebeispiel dafür wären Konspirationstheorien – sogar durch gegenläufige Tatsachen selten erschüttern lassen.

Wegen seiner Indifferenz gegenüber der Alternative wahr/falsch ist das Erzählen als eine Erkenntnisform minderen Ranges diskreditiert worden – als bloße Entwicklungsstufe auf dem Weg zu richtigerem, vollständigerem, präziserem, rational kontrolliertem Wissen. Folglich müsste die Menschheit auf dem Weg zur vollkommenen Aufklärung das Erzählen wie eine archaische Kulturtechnik hinter sich lassen. Aber ein solches Programm der ›Überwindung des Mythos‹ provoziert eine Reihe von Gegenfragen: Ist das Erzählen nur dort sinnvoll und legitim, wo man ›nicht alles weiß‹? Gibt es ein solches totales Wissen überhaupt, und wenn ja, auf welchen Feldern? Steht nicht *jeder* kognitive und kommunikative Akt vor der Notwendigkeit, Komplexität zu reduzieren, und muss sich folglich auf kulturelle Reduktionstechniken stützen? Ist ein ›Modernozentrismus‹ aufrechtzuerhalten, der in älteren beziehungsweise außermodernen Kulturen ein mythologisch verbrämtes Unwissen ansiedelt, während die Errungenschaften der Moderne sich ihrer Kraft zur Entmythologisierung verdanken? Nimmt Nichtwissen in dem Maß ab, in dem Wissen zunimmt? Wenn man Zweifel hat, all diese Fragen vorbehaltenlos zu bejahen, dann erscheinen Semiotiken wie das Erzählen nicht mehr

als bloße Vorstufe zu einem aufgeklärten, wissenschaftlich purifizierten Wissen. Im Gegenteil, sie sind in dem Maß unersetzlich (und unüberwindbar), in dem unvollständiges Wissen *konstitutiv* für die Organisation von sozialen Zusammenhängen ist und trotz aller Erkenntnisfortschritte im Einzelnen gesellschaftlich immer wieder *regeneriert* wird.

4.

Man muss noch einige Zusatzhypothesen einführen, um die vollen Konsequenzen aus dem hier vorgeführten Ansatz zu ziehen. Was mir dabei als Ziel vor Augen schwebt, ist eine *kultursemiotische Feldtheorie*, die in ihrer Anlage vor allem durch die Arbeiten von Jurij Lotman inspiriert ist. Lotman verwendet für kulturelle Kommunikationsräume den Begriff der Semiosphäre, und er sieht diese Semiosphären durch mehrere für unseren Zusammenhang wichtige Eigenschaften bestimmt: Sie sind *anisotrop*, weisen eine *ungleichmäßige Dichte* auf und bergen in sich ein vielfältiges *Strukturgefälle zwischen Zentren und Peripherien* – und zwar in dem Sinn, dass semiotische Gebilde in ihrem jeweiligen Zentrum rigide und in ihren Bedeutungszuweisungen festgelegt sind, sich aber an den Rändern in Mehrdeutigkeiten und Unbestimmtheiten auflösen.

Dieses Raummodell lässt sich unschwer mit einem Modell der diskontinuierlichen Verteilung *semantischer Energien* verknüpfen. Dabei ist dreierlei zu beachten. Erstens sind der Aufbau und die Pflege einer in sich konsistenten Semantik zeit- und energieintensiv. Zweitens ist der Raum der Semiosphäre ein *widerständiger* Raum. Auf ähnliche Weise wie politische Machträume, die häufig die Direktiven aus dem Machtzentrum in die Provinzen verpuffen und die Befehlsketten im Nirgendwo enden lassen, sind auch der Ausbreitung von Semantiken über physische und symbolische Distanzen hinweg Grenzen gesetzt – es sei denn, ihnen kommen eine geeignete Infrastruktur und die nötigen sozialen Trägerkräfte zu Hilfe. Drittens sind *Übersetzungswiderstände* zwischen verschiedenen Semantiken oder auch nur zwischen unterschiedlichen Operationsebenen innerhalb derselben Semantik einzuberechnen.

Wenn die Welt der Zeichen anisotrop ist, dann haben Sinnbezirke, Rationalitäten und logische Stimmigkeiten jeweils nur eine regionale Reichweite, und innerhalb dieser Reichweite wiederum nur einen begrenzten Schärfbereich. Aus der hier angedeuteten kultursemiotischen Perspektive ist kein Sinnsystem, gleich welcher Art, in sich vollkommen geschlossen, selbstidentisch und kohärent. In seiner Mitte mag sich die Kohärenz verdichten, aber an seiner Peripherie läuft es gewissermaßen in lose Enden aus, an denen seine Codes nicht oder nicht mehr in vollem Umfang greifen. Jedes Gedankengebilde, jedes Argument, ja sogar jeder Begriff grenzt an undeutliche, unausgeleuchtete Zonen, die bei Licht besehen einen Keim der Unstimmigkeit in das System tragen. Aber diese Unstimmigkeit

bleibt in der Regel latent, weil es zur ökonomischen Einrichtung und Balance solcher semiotischen Gebilde gehört, dass sie ihre unscharfen Ränder gerade nicht scharf stellen, sondern unartikuliert und vage belassen. *Systematisierung kostet (Gedanken-)Zeit und Energie*, weil sie stillschweigend oder unerkannt Inkompatibles, Ungeklärtes, schwach definierte Begriffe, Vieldeutigkeiten etc. in manifeste logische Störungen und Widersprüche verwandelt und dadurch eine Art von Regelungs- beziehungsweise »Nachrüstungs«bedarf auslöst. Aber erstens gibt es kein in diesem Verständnis widerspruchsfreies und vollständiges System – nicht einmal in der Mathematik. Und zweitens wäre es für ein System (in diesem Fall enger zu fassen: ein epistemisches Regime) vollkommen unwirtschaftlich, pausenlos zu versuchen, seine Randbedingungen scharf zu stellen.

Anders formuliert: Logische Konsistenz in ihrer positiven (Widerspruchsfreiheit) oder negativen Form (als herauspräparierter, artikulierter Widerspruch) ist nur im Hochenergiemodus semiotischer Systeme zu haben. Sie beruht auf Denkwang (durch Nicht-Tolerierung von Abweichungen, Elastizitäten, Mehrdeutigkeiten, unentschiedene Zonen), der nicht von selbst in der Welt ist und auch kein Korrelat in der Wirklichkeit hat, sondern auf einer langen Kette von Voraussetzungen beruht: auf hinreichender Muße; professioneller Schulung; Ausbildung von Fachsprachen, die nach einem Ausdruck von Hans Blumenberg »exklusive Regionalidiome« sind;¹⁸ auf Medien, Aufzeichnungssystemen und Archiven; und nicht zuletzt auf institutioneller Hintergrundstabilität. Denn der Gedanke, dass logische Konsistenz *unwahrscheinlich* ist und hohe Kosten verursacht, verknüpft die Epistemologie wiederum mit der Institutionentheorie. Insbesondere ist hier Gehlens Theorem der *Entlastung* durch Institutionen in Anschlag zu bringen. Institutionen regeln nicht nur die Energiezufuhr zur dauernden Wiederherstellung logischer Konsistenz (zum Beispiel in den Wissenschaften oder im Recht), sondern sie erlauben auch Einsparungen – und zwar gerade dort, wo es um die losen Enden von epistemischen Ordnungen geht. Sie schützen nämlich nicht nur die Gedanken (durch Verfestigung und Verstetigung), sondern auch die Gedankenlosigkeit, die so etwas wie Pufferzonen zwischen inkompatiblen Semantiken bilden. Würde die Stabilität eines Systems nur von seiner sinnhaften Kohärenz abhängen, wäre seine Semantik hoffnungslos überfordert. Wie ich an anderer Stelle genauer ausgeführt habe, ist »Sinn« ein aufwändiges, kostenintensives Register der Systemstabilisierung.¹⁹ Hoher argumentativer Aufwand wäre nötig (und nie wirklich erfolgreich), um das System gegen Verwerfungen an seinen Rändern zu immunisieren.

5.

Aus der klassischen Logik kennt man Begriffsbäume, die in hierarchischer Stufung vom Einzelnen und Partikularen zum Allgemeinen hinaufreichen. Nach diesem Stufenprinzip sind nicht nur einzelne Deduktionen, sondern ganze metaphysische Wissenssysteme angeordnet. Auf das Problem sozialer Klassifikationen bezogen, würde ein solcher Baum bei den Individuen anfangen und über lokale Gemeinschaften, Ethnien, Nationen und (in bestimmten kulturellen Semantiken) Rassen in aufsteigender Linie schließlich in der »Menschheit« als dem umfassendsten Kollektivbegriff gipfeln.

In einem solchen Begriffsbaum wäre dem Prinzip nach jede untere Einheit jeweils subsumptionslogisch in der jeweils übergeordneten Einheit enthalten und würde in ihr – im Hegelschen Doppelsinn – aufgehoben. Welche akzidentiellen Eigenschaften auch immer ein Individuum hat, es ist in bestimmten Verbänden organisiert, gehört einer ethnischen Gruppe an, die wiederum in einer Nation politisch formiert ist, es zeigt Merkmale einer bestimmten Rasse und ist auf der allgemeinsten Stufe der Prädikation ein menschliches Wesen. Kurz gesagt, die Akzidentien der logisch inferioren Begriffsebene heben sich in den substanzialen Wesensbestimmungen auf der jeweils höheren Ebene auf. So wohnt zum Beispiel der Begriff des Menschen dem Begriff des besonderen Individuums inne und kann logisch aus ihm deduziert werden; diese Deduktion ist zwingend und kostet, so scheint es jedenfalls, keine gedankliche oder hermeneutische Energie. Die logische Stufenfolge wäre demnach in einen »leeren«, linear, ohne Zeitverlust und Energieaufwand zu durchquerenden Raum eingebettet. Streng genommen ist aber auch diese räumliche Metapher unbrauchbar, denn der Unterbegriff ist ja im Oberbegriff schon enthalten, so dass zwischen beiden keine Entfernung durchquert werden muss. Rein logische Prozesse spielen sich mithin ohne Medium, jedenfalls ohne widerständiges Medium ab.

Wenn man die gleiche Stufenfolge nun aber aus *kultursemiotischer* Perspektive betrachtet, dann gelten ganz andere Voraussetzungen. Aus dieser Perspektive ist jeder Schritt von einer Ebene zur anderen eine *Übersetzung*, die ihren jeweiligen Inhalt *transformiert*. Keine dieser Subsumptionen geht glatt auf; in der Richtung von unten nach oben nicht, weil nicht alle Merkmale auf die nächsthöhere Stufe gehoben werden; in der Richtung von oben nach unten nicht, weil die jeweiligen Oberbegriffe ihrer je eigenen Logik gehorchen und den Charakter der Elemente, aus denen sie bestehen, *verändern* beziehungsweise ihren Sinn *verschieben*. In den Begriff der lokalen Gemeinschaft gehen nicht alle Eigenschaften der Individuen ein; es bleibt also ein Rest, der sich der Subsumption nicht unterwirft. Umgekehrt werden andere Eigenschaften erst durch die Zugehörigkeit zur lokalen Gemeinschaft geschaffen oder hervorgetrieben: die Subsumption ist

also nicht nur unvollständig, sondern greift ihrerseits in den Bestand der zu subsumierenden Elemente ein. Und das wiederholt sich von Stufe zu Stufe.

Dazu kommt, dass in kultursemiotischer Perspektive der Weg die Stufenleiter hinauf und hinunter nicht ohne einen doppelten Aufwand zurückgelegt werden kann: einen Aufwand an Zeit und an Energie. Denn mit jeder Niveaustufe ändert sich die gesamte Grammatik, nach der die jeweiligen Kategorien funktionieren. Es kostet eine gewisse Mühe, die jeweilige Grammatik sozial zu implementieren und sozusagen zu »betreiben«. Sie erfordert Abstraktions- und Systematisierungsleistungen und bedarf deshalb der »Kohärenzpflege« durch dafür geeignete Institutionen – denn solche Leistungen sind nicht selbstevident, sondern auf Experten, Deutungsexperten, angewiesen, die sich mit der nötigen infrastrukturellen Unterstützung um die »Systempflege« kümmern.

Ein Gedankenexperiment kann zur Veranschaulichung dienen: Man stelle sich isoliert voneinander lebende lokale Gemeinschaften vor, zum Beispiel unter den Indianern Nordamerikas im frühen 19. Jahrhundert. Diese lokalen Gemeinschaften werden über ein bestimmtes ethnisches Bewusstsein verfügen; sie werden sich einem Stamm zugehörig fühlen. Von Nationen europäischer Prägung haben sie nicht viel gehört, außer von den Vereinigten Staaten. Dass die gesamte Menschheit in Nationen mit ihren jeweiligen Territorien aufgeteilt ist, käme ihnen überhaupt nicht in den Sinn. Auch ein allgemeines Bewusstsein von Rassenzugehörigkeit werden sie nicht entwickelt haben, abgesehen von dem offensichtlichen Konflikt zwischen Weißen und sogenannten Roten. Erst recht werden sie über kein abstraktes Konzept von Menschheit verfügen – zumal in vielen Stammesprachen der Ausdruck für »Mensch« oder »Menschenwesen« für die eigene *wegroup* reserviert ist. Nun können natürlich Missionare zu ihnen gelangen und ihnen erklären, dass sie Angehörige einer ihnen Gesichtskreis und Aktionshorizont weit überschreitenden Menschheit sind, dass Gott mit dieser Menschheit insgesamt in Verkehr steht (und nicht bloß eine Stammesgottheit ist) und dass vor Gott alle Menschen gleich sind. Aber das werden für sie eben sehr abstrakte, sozial weitgehend inoperable Begriffe sein; Begriffe, die von ihrer Handhabung durch geschulte Deutungsexperten abhängig sind und sich ohne deren Mithilfe schnell ins Nebulöse verlieren. Um Allgemeines nicht nur zu denken, sondern auch sozial wirksam zu machen, bedarf es eben solcher geschulter Deutungsexperten; der Institutionen, die sie hervorbringt; der Infrastruktur, die sie verkehrsfähig hält; einer Macht, die ihren Schirm über sie ausbreitet. Ohne diesen enormen sozialen Aufwand wird eine Reflexion, die solche Subsumptionsketten durchläuft, nicht auf Dauer zu stellen sein.

6.

Eine Beschreibungsweise für die Funktionsweise von Zeichensystemen, die ökonomische beziehungsweise energetische Faktoren einbezieht, ist eingestandenmaßen ohne einen erheblichen zusätzlichen Aufwand nicht zu erreichen. Die leitende Prämisse ist, dass der Raum, der kulturell durchmessen wird, nicht leer, sondern »dick«, nicht linear, sondern vielfach gefaltet oder gerastert ist und dass alle Operationen in diesem Raum Zeit und soziale Anstrengung fordern. Der Übergang von einer Ebene zur anderen ist nicht mit der Mühelosigkeit des Gedankenflugs zu vollziehen, sondern ist mit der ganzen Schwere eines Wechsels von einer Machtgrammatik in eine andere belastet. Denn nicht nur zwischen unterschiedlichen Semantiken, auch innerhalb desselben Zeichensystems gilt das Gesetz einer zumindest partiellen Unübersetzbarkeit zwischen den unterschiedlichen Begriffsebenen.

Die Dinge werden noch komplizierter, wenn man sich vor Augen hält, dass abstrakte oder universelle Kategorien, sobald sie sozial wirksam werden, einen ihrer Operationshöhe entsprechenden *Systemzwang* produzieren. Das äußert sich zum Beispiel darin, dass sie Widersprüche erscheinen lassen, die auf der Ebene segmentärer, jeweils lokal begrenzter Begrifflichkeiten nicht wahrnehmbar sind oder inaktiv bleiben. Es mag wie eine rein logische Deduktion aussehen, die den Begriffen nichts hinzufügt und nichts wegnimmt, sondern bloß entbirgt, was sie enthalten, wenn man folgendermaßen argumentiert: In jedem Individuum, so partikular es sein mag, steckt das Gattungswesen Mensch, dessen Eigenschaften von der Natur gegeben sind und sich durch alle individuelle Besonderheiten hindurch auffinden lassen. Aber wenn diese Einsicht sozial operativ wird, etwa in dem Satz: »Alle Menschen sind von der Natur gleich geschaffen«, oder: »Alle Menschen sind gleich geboren«, dann treibt ein so schlichter logischer Schluss Widersprüche zwischen sozialen Regelungen hervor, die bis dahin sozusagen unaufgerechnet nebeneinander bestanden hatten. Nicht immer werden solche Widersprüche unmittelbar virulent; sie genießen oft noch über lange Zeit eine Art von Latenzschutz, ohne doch wirklich zur Ruhe zu kommen. Im Zeichen des Gleichheitsideals konnte sich in Amerika eine Demokratie etablieren, die zum Teil aus Sklavenhaltern bestand; und in der Französischen Revolution wurde die Forderung erfolgreich abgewehrt, die Idee der *égalité* auch auf das Verhältnis der Geschlechter auszudehnen. Im einen Fall hat das Unterkonzept »Rasse« erfolgreich der vollen und konsequenten Durchsetzung des Konzepts »Menschheit« widerstanden; im anderen Fall hat sich ein Relikt segmentärer Gesellschaftsordnungen – die Idee des Haushalts, dessen Mitglieder dem männlichen Haushaltsvorstand als dem einzigen vollgültigen Rechtssubjekt unterstehen – in den Universalismus der republikanischen Neuordnung Europas eingeschrieben.

An diesen Beispielen erkennt man zum einen, welcher Widerstand logischen Konklusionen im kulturellen Feld entgegenwirken kann. In einem kultursemiotischen Szenario, wie es hier umrissen wurde, funktionieren Begriffe nicht einfach nach den Regeln der Induktion und der Deduktion; sie sind, schon auf der einfachsten Stufe, heterogene und polymorphe Komplexe, die in Relation zu Praktiken, Vergangenheiten, spezifischen sozialen Dynamiken, Sinnladungen aller Art stehen. Jeder Ebenentransfer, jede Transposition in einen anderen sozialen Maßstab verändert sie und unterstellt sie neuen Koordinaten; auf jeder Ebene gelten eigene Aktivierungsmuster, die bestimmte Sinnkomponenten privilegieren und andere in die Latenz zwingen. – Ganz abgesehen davon, dass man es nie mit einem einzigen Begriffshaum zu tun hat, sondern mit vielen Bäumen, die teilweise ineinander verwachsen, teilweise ganz voneinander getrennt sind und vielleicht nicht einmal in einer sozial wahrnehmbaren Beziehung zueinander stehen.

Zum zweiten sollte aber auch deutlich geworden sein, worin die *kulturelle Funktionalität* von logischer und informationeller Unvollständigkeit liegen könnte. Nicht nur ist Konsistenz über große Felder hinweg unwahrscheinlich, weil zeit- und energieraubend; sie wäre von einem bestimmten Punkt an sogar dysfunktional, weil sie Sinnsysteme starr werden ließe und Gesellschaften außer Stand setzen würde, zwischen ungleichnamigen Prinzipien jonglieren zu können, die bei strenger Konsistenzprüfung im hellen Licht des Tages in einen offenen Widerspruch zueinander gerieten. An solchen »Nahtstellen« des kulturellen Zeichengewebes, die immer potentielle Konfliktzonen sind, empfiehlt es sich, die Verhältnisse im Unbestimmten zu lassen oder in die weitläufige Kunst des Nichtwissens beziehungsweise der geregelten Nichtkenntnisnahme auszuweichen. In solchen Fällen stellt der begrenzte Wissenshorizont der Akteure keineswegs nur ein Defizit dar, das sich aus dem notwendigen Energieaufwand für die Informationsbeschaffung erklärt. Vielmehr ist darin, ob man will oder nicht, ein Funktionsprinzip von Gesellschaften zu sehen, die mit der Vielzahl ihrer potentiellen inneren Widersprüche nur leben können, indem sie es damit »nicht so genau nehmen«. Das kann im Extrem zu einer kollektiven Wirklichkeitsverweigerung führen. Aber wer dagegen angehen und die Menschen aufklärerisch wachrütteln will, sollte sich der Tatsache bewusst sein, dass er es mit Verhaltensweisen zu tun hat, die durch eine Wissensökonomie unter Knappheitsbedingungen gesteuert werden.

ANMERKUNGEN

- 1 So vor allem die im Zusammenhang der Projektgruppe »Poetologie der Körperschaften« am Berliner Zentrum für Literaturforschung entstandenen Bücher *Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. Texte, Bilder, Lektüren*, Frankfurt am Main 2002, und *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*, Frankfurt am Main 2007.
- 2 Erschienen bei Konstanz University Press, 2011.
- 3 Die folgenden Ausführungen überschneiden sich mit Abschnitten aus meiner Monographie *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt am Main 2013, wo sie in einem noch weiträumigeren Zusammenhang entwickelt werden.
- 4 Joseph E. Stiglitz: »Information and the Change in the Paradigm in Economics«, in: *Economics for an Imperfect World. Essays in Honor of Joseph E. Stiglitz*, hg. von Richard Arnott u. a., Cambridge, MA/London 2003, S. 569–639, dort S. 569.
- 5 Jakob Tanner: *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004, S. 153. Dort S. 151 ff. ein knapper, aber sehr hilfreicher Überblick über die Theorieentwicklung auf diesem Feld.
- 6 Douglass C. North: *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*, Tübingen 1992.
- 7 Ebd., S. 49.
- 8 Ebd., S. 44.
- 9 Ebd.
- 10 »Der Hauptzweck der Institutionen in einer Gesellschaft besteht darin, durch die Schaffung einer stabilen (aber nicht notwendigerweise effizienten) Ordnung die Unsicherheit menschlicher Interaktion zu vermindern. Doch die Stabilität von Institutionen steht keineswegs im Widerspruch zu der Tatsache, daß sie sich verändern. Aus Übereinkünften, Gepflogenheiten und Verhaltensnormen bis hin zum gesetzten Recht [...] und Verträgen zwischen Einzelpersonen entstehen Institutionen und verändern damit unablässig unsere Wahlmöglichkeiten.« (Ebd., S. 6).
- 11 Ebd., S. 69.
- 12 Ebd., S. 132.
- 13 Die Darstellung folgt hier der Zusammenfassung bei Gerhard Roth: *Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten. Warum es so schwierig ist, sich und andere zu ändern*, Stuttgart 2007, S. 113 ff.
- 14 Ebd., S. 116.
- 15 Ebd., S. 118.
- 16 Vgl. Tanner: *Historische Anthropologie* (Anm. 5), S. 153 f.
- 17 Ebd., S. 154.
- 18 Hans Blumenberg: »Sprechsituation und immanente Poetik«, in: ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*, Frankfurt am Main 2001, S. 120–135, dort S. 125.
- 19 Albrecht Koschorke: »Nicht-Sinn und die Konstitution des Sozialen«, in: *Erleben, Erleiden, Erfahren. Die Konstitution sozialen Sinns jenseits instrumenteller Vernunft*, hg. von Kay Junge u. a., Bielefeld 2008, S. 319–332.